

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die hundert Tage.

Roman aus dem Jahre 1815 von M. von Witten.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Die Bahre schwankte an Tozka vorüber. Gespenstig tanzte das Mondlicht über Philipp von Eures schmales, vom Tode gezeichnetes Gesicht.

Da bebte ein Schluchzen durch ihren Körper. Es war, als wolle sie sich mit herzbrechendem Schrei über den heißgeliebten Vater stürzen. Aber im nächsten Augenblick stand sie aufrechter als zuvor.

„Geht voran, Leute. Das Haus ist offen!“ sagte sie, indem sie sich mit fast übermenschlicher Anstrengung Gewalt antat, aber mit einer Stimme, die er nicht kannte, um die es wie ein rauher Schleier lag. „Ich folge sofort. Ich möchte von Herrn von Jäger nur noch eine Erklärung erbitten —“

Die Mänen schritten weiter auf das Landhaus zu.

„Und welche?“ fragte Otto brüsk.

Einen Augenblick noch schwieg das unglückliche Weib. Wie mit sich ringend. Wie nach Worten suchend. Dann quoll es hervor: „Wie kommt es, daß du — gerade du, meinen Vater —?“

Er lachte gellend.

„Die Geschichte ist einfach, Madame. Ganz einfach. Ohne alle romantische Nebenumstände.“ Mit der grausamen Wollust einer Tigerkatz, die ihr sicheres Opfer umlauert, lag sein Auge auf ihr. Dabei sog er förmlich ihre mondumflösende Schönheit in sich hinein — zu seiner brennenden Qual. „Napoleon ist geschlagen. Wir verfolgten sein Heer. Die brandenburgischen Mänen an der Spitze. In Genappe trafen wir auf die Bagage des flüchtenden Imperators. In seinem Reisewagen fand ich — Ihren — fand ich Herrn von Eure.“

Tozka stand noch immer wie angewurzelt am Tore. Ihre Hände rangen sich ineinander. Ihre Augen, ihr todbleiches Gesicht waren mit einem ganz unbeschreiblichen Ausdruck zu Otto emporgewandt.

„Und — du — du — brachtest ihn mir?“

Da schoß Otto alles Blut zu Kopf. Als fühle er sich bei schwerem Unrecht ertappt.

„Herr von Eure verlangte nach Haus! Um in den Armen seines Kindes zu sterben!“ Er schrie sie geradezu an, wie einer, der schon schuldbüßend, sich um alles in der Welt noch reinwaschen will.

Sie hörte nicht diesen seltsamen Klang in seinen Worten. Sie blickte nur unentwegt zu ihm auf mit jenem unbeschreiblichen, halb starr-ungläubigen, halb jubelnd-glückseligen Ausdruck in den Zügen.

„Du — du — hast das getan?“

„Ja ich! Leider ich!“ äßte er voll Hohn. Wie tödende Geschosse trafen sie die Worte. Dabei war er selber wie in

Schweiß gebadet. „Ich! Und nicht der Graf Dubott. Aber der war nun einmal leider nicht zur Stelle!“  
Er riß sein Pferd herum und sprengte davon.

Das Mondlicht verblaßte im Aether. Die junge Morgenröte glomm herauf. Wie mit blühenden Rosen war der feinsche Morgenhimmel überschüttet.

Etwas abseits der großen Straße erblickte man zwei Reiter neben ihren todmüden Pferden. Ganz allein in der weiten Flur. Bei der wilden Jagd durch Dörfer und Felder waren sie wohl den Thron zu weit vorangeeilt und etwas von ihnen abgekommen.

Der eine von ihnen, ein hagerer blonder Unteroffizier der Freiwilligen Jäger, lag ausgestreckt, die bleichen Lider geschlossen, am Boden. Es war, als sei er vom Pferde gestürzt. Der andere, ein Mänenoffizier, beugte sich mit dem Ausdruck heller Herzensangst über ihn und hatte ihm die grüne Uniform auf.

Da schien es, als ob das Rosenrot des Himmels sich auf dem Antlitz des Unteroffiziers widerspiegelte. Die bleichen Wangen überzog ein feines Rot. Er schlug die Augen auf.

„Erdmütze! Erdmütze!“ jubelte der Offizier.

Ein wundersam, tiefglückseliges Frauenlächeln ging wie eine Morgenröte auf dem stillen Antlitz auf.

„Ulrich!“ Die Augen schlossen sich wieder.

„Erdmütze — hast du dich beim Fallen verletzt? Hast du Schmerzen?“

„Nicht die leisesten.“

„Fühlst du dich wohl!“

Da öffnete der Unteroffizier Schneider wieder die Augen.

„Unbeschreiblich wohl! Und so glücklich! So wunschlos glücklich!“

Ulrich Erben war neben ihm hingekniet.

„Mein Weib! Mein liebes einziges Weib!“ quoll es aus seiner Brust herauf. Er nahm ihr Haupt in seinen Arm und bedeckte ihre Lippen mit einem heißen, langentbehrten Kuß.

„Ach! So glücklich!“ wiederholte sie flüsternd, sich wellvergessend in seine Arme schmiegend. „Fast zu viel des Glückes. Diese herrliche Schlacht geschlagen, Napoleon vernichtet — unser Vaterland frei — und du lebst! Du lebst, Ulri!“

„Und auch du, Erdmütze — auch du bist mir geliebt!“ Er umschloß mit seinen beiden Händen ihre Rechte wie in gemeinsamem Gebet. „O Gott! Wie dank ich dir!“ Sein Blick suchte den Himmel. Dann schloß er ihr die Lippen noch einmal mit selbigem Kuß. Eine Lerche steigt jubelnd zum blauen Aether empor. Sie singt ein Lied des Dankes, ein Lied der Liebe — nach allen Todessehauern ein Lied quell-tiefen, himmelhochjauchenden Lebens. —

Rattaplan, Rattaplan, Rattaplan! Kommt es leise, todmatt von Norden her die große Straße entlang. Das ist der Trommler, den General Gneisenau, als er zu erlahmen drohte, auf ein Pferd hatte setzen lassen.

Und nun schweigt die Trommel. Das Signal: „Sammeln!“ schwirrt in hellen, frohen Tönen durch den Morgen. Ulrich springt empor, wirft sich aufs Pferd, hält Umschau.

Dort, etwa tausend Meter gen Norden, sammeln sich die Manen.

Etwas schwerfällig erhebt sich Gottfried Schneider.

„Reite voran! Ich komme sofort!“

„Erst will ich dir aufs Pferd helfen!“

Auf fliegendem Rosse jagt Ulrich dann davon.

Langsam folgt der Unteroffizier. Noch Schmerzen die Wieder. Aber auf seinem, dem Himmel zugewandten Antlitz liegt ein wunderbares Leuchten. Ein wortloses Gebet voll heißen inbrünstigen Dankes steigt zum Höchsten hinan. —

„Herr Rittmeister,“ ruft Gneisenau, dem Herangaloppierenden entgegen, „waren Sie uns noch voraus?“

„Eine kurze Strecke, Erzelenz. Vom Feinde aber ist nirgends mehr eine Spur.“

„Das will ich meinen! Diese Verfolgung hat Napoleon den Garaus gemacht. Sein Heer ist nicht mehr. All die Schmach so vieler Jahre ist abgewaschen. Wie das wohl tut! Es war die herrlichste Nacht meines Lebens!“

„Erzelenz, ich glaube die herrlichste Nacht eines jeden Preußen, der an dieser Verfolgung teilgenommen!“ Aus Ulrichs einst so düstern Augen flammt ein Feuer erhabenster Begeisterung.

Für den Besiegten aber brachte der kommende Tag keine Glücksmöglichkeiten mehr.

Ein Werkzeug der Vorsehung war er gewesen — eine Geißel der Völker. Seine Mission war erfüllt. So hatte Gott das Werkzeug zerbrochen. —

Raum beachtet und von dem Erlebten und den Strapazen der Flucht gänzlich niedergebengt, war Napoleon in seiner Hauptstadt eingetroffen, hundert Tage nach jenem Einzuge in Paris, wo ihn das jubelnde Volk auf den Schultern in die Tuilerien getragen. Nur wenige Getreue eilten zu ihm. Er wußte nichts anderes als, außer sich, wie er war, sich in den heftigsten Anklagen gegen Ney zu ergeben, dieses Verräters, wie er ihn nannte, der ihn erst durch sein lässiges Verhalten bei Quatrebras und Mont-St.-Jean, dann durch sein tolles Draufgängertum bei Belle-Alliance zugrunde gerichtet habe.

Und nun saß er, nach heißen parlamentarischen Kämpfen einsam in einem stillen Zimmer des Elysee und diktierte seinem Bruder Lucian — die Abdankungsurkunde.

Die Kammer, die er selbst ins Leben gerufen, die hatten ihn dazu gezwungen.

Vielleicht hätte ein Gewaltakt ihn noch retten können. Vielleicht. Aber der da gebeugt, vom Schicksal geschlagen, neben dem Stuhle seines Bruders stand, den düstern Blick auf das Papler, das Glanz und Thron ihm rauben sollte, gerichtet, der war der Mann des 18. Brumaire nicht mehr. Der Gestürzte, im Glauben an sein Glück wandelnd geworden, fürchtete sich, den Bruderkrieg in Frankreichs sonnige Gefilde zu tragen, den Bruderkrieg, der ihn schließlich doch enden lassen würde, wie einen Abenteuerer. Er wollte retten, was noch zu retten war. Er dankte ab — zugunsten seines Sohnes.

Das war die Hoffnung, an die er sich unter wilden Fieberschauern klammerte, die Brücke, die er sich baute, um den Weg hinüber zu finden in den Verzicht. —

Und als Napoleon Bonaparte am Abend desselben Tages in einem matterleuchteten Saale des Palastes aufrecht stehend, mit unbeweglicher Miene die Deputationen der Kammer empfängt, die ihm die Dankadressen der Volksvertretung für seine Abdankung überbringen, da ruht auf seiner schalen, zersurchten Stirne der Stempel eines ergreifenden, kauernden Leidens, das den Gerichteten adelst, das allen Haß in Achtung vor dem Unglück verwandelt, das selbst die Gottheit einst mit aller Schuld seines Trägers versöhnen wird.

Indessen marschierten die Preußen in Eilmärschen auf Frankreichs Hauptstadt zu.

Blücher brennt vor Begierde, dem Blutvergießen ein Ende zu machen und in Paris den Frieden zu diktiert. Aber schon ist aus zurückkehrenden Bersprengten und den völlig intakt gebliebenen Truppen Marschall Grouchy's, — die erst am Schlachttage von Belle-Alliance bei Wavre auf

die Nachhut der Preußen gestoßen waren und dieser bitter zu schaffen gemacht hatten, — eine neue, an siebzigtausend Mann zählende feindliche Armee entstanden. Und Marschall Grouchy eilt mit diesem zusammengerafften Heere, um der bedrohten Hauptstadt Frankreichs zu Hilfe zu kommen.

Aber Blücher kommt ihm doch zuvor.

Am 29. Juni trifft er mit den beiden Korps Zieten und Bülow vor der Nordfront von Paris ein. Das Korps Thielemann, das Grouchy bei Wavre vom Schlachtfeld Belle-Alliance zurückgehalten, folgt ihnen auf dem Fuße. Wellingtons Truppen aber sind noch um zwei Tagesmärsche zurück.

Nur zu bald aber überzeugt sich der greise Feldmarschall davon, daß Paris von der Nordseite her schwer zu nehmen ist. Um so schwerere zu nehmen ist, als Grouchy, nun auch inzwischen mit seinem Heere in der Hauptstadt eingetroffen ist und ihre Befestigungen jetzt ausreichend besetzt werden können.

Von einem Waffenstillstand aber, den Davout, der in Paris die oberste Heeresleitung übernommen, ihm anbieten läßt, will Blücher nichts wissen.

Paris muß er haben. Das ist nötig zu einem ehrenvollen Frieden!

So bleibt nur eins: Seine Preußen müssen auf das linke Seine-Ufer hinüber, um von Süden her, wo die Stadt ungeschützt ist, die Einnahme von Paris zu erzwingen.

Ein kühner Plan. Groß und kühn, des Marschall Vorwärts würdig.

Und dem Kühnen gehört die Welt! Der Plan gelingt!

Am Abend des ersten Juli ist die preussische Armee auf dem linken Seine-Ufer im Süden der Hauptstadt vereinigt.

Am nächsten Tage wird der Angriff auf die Südseite eröffnet werden. —

Eingeklemmt zwischen freideweissen, zwölf Fuß hohen Mauern, die stundenweit Weinberge und Ortschaften einschließen, ziehen die Manen auf schmalen Pfaden entlang.

Glühend brennen die Strahlen der Julisonne auf Dschato und Uniform nieder und prallen, stehenden Pfeilen gleich, von den weißen Wänden ab und auf die Dahinziehenden zurück.

Gottfried Schneider reitet — den kleinen Fingerstumpf der linken Hand noch immer in der Binde, so daß er die drei ersten Finger zum Gebrauch frei hat — hinter der Schwadron des Rittmeisters Erlen. Sein Gesicht ist bleich, trotz der drückenden Hitze. Ein qualvolles Angstgefühl, wie er es weder bei Ligny noch bei Belle-Alliance empfunden, beklemmt seine Seele. Es raubt ihm geradezu den Atem.

Da zur Rechten öffnet sich wieder die Mauer, der Blick fällt wieder in irgendeine der zahllosen Ortschaften, in ein unendliches Gewirr von Gassen und Gäßchen hinein. Der Angstschweiß bricht ihm aus allen Poren. Mit vorgebeugtem Oberkörper, mit weitgeöffneten Augen schaut und lauscht Gottfried Schneider. Eine kleine Anzahl von Schützen würde genügen, um in diesen Engpässen eine ganze Armee aufzuhalten!

Aber — Gott sei Dank! Auch an diesem Dorfe kommen sie unbehelligt vorüber. Und doch vermag Gottfried Schneider nicht aufzuatmen. Es ist ihm zumut, als bräute ein Unglück in dieser glühenden Atmosphäre, als weite seine Seele Ströme bitterster Tränen.

Endlich ist Sévres erreicht. Es ist vom Feinde besetzt. Infanterie, die Brigade Steinmek, wird vorgezogen. Nach hartnäckiger Gegenwehr wird der Feind aus dem Dorfe und von den dahinter liegenden Höhen geworfen. Das Schloß Meudon, das diese Hügel krönt, wird besetzt. Von seinen Terrassen herab öffnet sich ein herrlicher Blick auf das prachtvolle Talbecken, auf Paris. Ein Murren und Klammern zitternder Erregung geht durch die Manen. Wer von ihnen gedachte nicht des Vorjahres, da sie vom Montmartre aus auf die Stadt ihrer Träume hinabgeblickt?

Und auch Gottfried Schneiders Herz erbebt! Wie auf das Land der Verheißung blickt er hinüber. Paris! Paris! Wäre man nur erst drinnen! Was ist das nur, daß ihn wieder und wieder ein Schauer packt?

„Kinder!“ bringt da eine warme, tiefstönende Stimme an sein Ohr, eine Stimme, an der sich seine seltsam erschütterte Seele aufrichtet. „Kinder. In Paris wird der Friede diktiert. Heimatwärts geht es dann — ins freie deutsche Vaterland!“

„Hurra! Vater Blücher! Marschall Vorwärts, Hurra! Hurra!“

Gottfried Schneider blickt nach.

Blücher hält inmitten der Mauer auf der Terrasse. Sein Mauer Auge flammt.

„Gibt Euch alle brav gehalten, Jungens. Waren wieder anstrengende Tage, diese beiden letzten. Aber nun gilt's nur noch das lumpige Dorf da vor uns zu nehmen. Und Paris ist unser!“

(Fortsetzung folgt.)

## Wie Peter Lammfromm zu dem Eisernen Kreuz kam.

Ein heiteres Geschichtchen.

Von Ludwig Segebarth.

Schon seit einer Woche schlug sich die Compagnie, der auch der Doktor der Philosophie Peter Lammfromm zugehörte, mit Turkos und Juaven in der Gegend des Argonner Waldes herum, ohne die Kerls klein zu kriegen. Daß sie hierüber in eine nicht gelinde Wut gerieten, ist begreiflich. Mit einem Schläge jedoch hob sich ihre Laune, und das geschah, wie der Einjährig-Freiwillige Gefreiter Peter Lammfromm das Eiserne Kreuz bekam und damit in den Geruch eines Draufgängers und Helben geriet. Und das geschah so:

Die Compagnien hatten sich zu weit vorgewagt, was sie der Gefahr der Umzingelung aussetzte. Der Befehl „Zurück“ mußte gegeben werden, dem sie unter dem Ruf „wir kommen gleich wieder!“ Folge leisteten. Peter Lammfromm, der bei dem vorausgegangenen Sprungangriff seine Brille verloren hatte, war mit acht Schicksalsgenossen von der Hauptgruppe abgesprengt worden. In einer Geländefalte lauerte das Häuflein nieder, die Gewehre schußbereit im Arm. Die Franzosen schienen glücklicherweise die kleine Truppe nicht bemerkt zu haben, denn sie schlichen sich wie die Katzen in großen Massen seitlings an ihr vorbei, um die von den Deutschen verlassenen Stellungen einzunehmen. Nur ein Franzmann war zurückgeblieben; Peter hatte ihn in den Büschen herumkriechen sehen, als er vorsichtig eine kleine Rekognoszierung unternahm, trotz Abtraten seiner „Untergebenen“. Gar zu gern hätte er dem Feind eins aufgebrennt, aber durch den Knall des Gewehrs wären sicherlich andere Franzosen angelockt worden. Das ging also nicht, folglich mußte man den Kerl lauthals gefangen nehmen, denn weg mußte das „Verkehrshindernis“. Keinen Augenblick zauderte der Herr Doktor. Vorsichtig jede Deckung benutzend, kroch er auf den Gegner zu, der ihn nicht gewahrte. Als er nur noch vier Schritte von ihm entfernt war, sprang er blitzschnell hoch, stürzte auf ihn zu, umschlang mit nervigen Armen den völlig Ueberraschten und warf ihn auf den Rücken. Doch ebenso plötzlich erkannte er nun, daß der Mann ein — Weib war. Ein junges zitterndes Dingelchen. Das arme Wesen schien vor Schreck die Stimme verloren zu haben, während Doktor Peter mit offenem Mund und recht gemischten Gefühlen den roten Untertod anstarrte, den er in seiner brillenlosen Kurzsichtigkeit für die Hosen eines feindlichen Infanteristen gehalten hatte. Doch endlich ermannte sich der verdubete Sieger, ließ die Beute fahren und erkundigte sich verlegen, warum das Fräulein sich keinen angenehmeren Aufenthalt aussuchte, als so ein gefährliches Gefechtsfeld.

Jeanette war ihrerseits auch bald wieder zu sich gekommen und betrachtete mit Wohlgefallen den schmutzen verdubeten „Barbaren“, gestand leichtfertig, daß sie aus dem nahegelegenen Deimatsdorfe herausgelaufen wäre, um zu sehen, wie die „schrecklichen Maschinengewehre“ an den Seiten der Talmulde die bösen Deutschen niederknallten.

Der Doktor horchte auf. Also Maschinengewehre waren da versteckt, eine raffiniert angelegte Falle! Na warte, Franzmann!

Nach kurzer Ueberlegung brachte er seine hübsche Gefangene zu den wartenden Gefährten, die das Paar ebenso erstaunt wie vergnügt bedauerten. Nun aber zeigte sich Peter Lammfromm in der ganzen Größe. Nachdem er das von Jeanette Gehörte eilig berichtet, entwickelte er einen schlau durchdachten Plan, wie man den Franzosen die gefährlichen Geschütze unbrauchbar machen könne. Müller VII. erhielt den angenehmen Auftrag, Jeanette zu bewachen, damit sie nicht etwa ihre nichtsahnenden Landsleute vor der zugebachteten Ueberraschung warne. Die übrigen prüfchten sich unter Peters Führung an den Gegner heran, ein Wagnis, das aber alles Erwarten vorzüglich gelang. In der sorglosesten Weise hatten sich die Bedienungsmannschaften der beiden Maschinengewehre im Grase gelagert, als die Deutschen über sie herfielen. Ein kurzer heftiger Kampf, und schon lagen die Ueberrumpelten überwunden im Heidekraut. Schnell wurden die Geschütze unbrauchbar gemacht, und fort ging es, bevor die im Dorfe liegenden französischen Reserven den Vorfall richtig begriffen und feuernd herbeieilten.

Während Peters Helldenkler den Franzosen diesen argen Streich spielte, hatten die Kameraden wieder Schulterfällung mit den übrigen Truppen gewonnen. Als die Turkos und Juaven heran kamen, gingen die Deutschen überall zur Offensive über, und es dauerte nicht lange, da rannten die Rothosen dorthin zurück, woher sie gekommen waren. Untertwegs stieß Peter Lammfromm mit den Seinen zu ihnen, von der Compagnie mit lebhaftem Hurra begrüßt.

Erst am nächsten Tage gab es einige Stunden Ruhe, denn die Franzosen waren unter dem Schutze der Nacht abgezogen.

Doktor Peter kam freudestrahlend von seinem Oberleutnant zurück. Ihm war für seinen nützigen Erfolg das Eiserne Kreuz besichert. Herzlich drückte er die vielen glückwünschenden Hände.

„Ja, Kinder, auf den Orden bin ich natürlich stolz, aber freuen zu ich mich über ganz etwas anderes!“

„So?“ fragten seine Kameraden erstaunt, „worüber denn sonst?“

„Ich habe meine Brille wiedergefunden,“ lachte Peter, „nur der Bügel war etwas verbogen, wahrscheinlich ist Müller VII. mit seinen zarten Fäustchen nichtsahnend darauf getreten.“

Der also Beschuldigte antwortete nur mit einem strafenden Blick und rieb sich mißmütig die ein wenig gelbwohllene Wange, ein Kriegsschaden, den er sich bei der Bewachung Jeanettes zugezogen hatte.

Jeanette konnte nun einmal das Küssen nicht vertragen.

## Neues aus Berlins Vorgeschichte.

Zu ein geheimnisvolles Dunkel ist der Ursprung unserer Reichshauptstadt gehüllt. Bereits lange vor dem Jahre 1244, in dem der Name der Stadt Berlin zum erstenmal erscheint, gab es Ansiedlungen auf dem Gebiet Berlins und der Schwesterstadt Cölln, und uns interessiert da vor allem die Frage, wieweit an diesen Gründungen, die zur Entstehung Berlin-Cöllns führten, Slawen und Deutsche beteiligt waren. Neues Licht wirft auf diese schwierigen Probleme ein Aufsatz des vortrefflichen Kenners der märkischen Vorgeschichte und des märkischen Volkstums Robert Mißke in dem bei Karl Siegmund in Berlin erscheinenden Groß-Berliner-Kalender, in dem er den deutschen Anteil an der Entstehung des Dorfes Cölln hervorhebt. Der Name Cölln taucht zum erstenmal 1237 als Wohnort eines Geistlichen Symeon auf, der dann 1245 als Probst von Berlin erscheint. Damals unterstand die Stadt Cölln also noch der Probsttei Spandau, während die Schwesterstadt schon kirchlicher Vorort eines größeren Gebietes war. Hat so Berlin in den ersten Tagen seines geschichtlichen Daseins bereits einen erheblichen Vorsprung vor Cölln, so darf man annehmen, daß Cölln früher, als Berlin Stadt geworden ist, da es sein Stadtrecht noch von Spandau erhielt, während Berlin bereits in seinen Rechten der Stadt Brandenburg folgte. Von Städten befanden zu Anfang des 13. Jahrhunderts in dem Siedlungsgebiet der jetzigen Reichshauptstadt nur Spandau und Köpenick; doch lagen eine Anzahl von Höfen zwischen Stralau und Spandau, für die wir deutsche Besitzer annehmen dürfen, da die Gewohnheit, in Einzelhöfen abseits von dörflichen Siedlungen zu wohnen, bei den Westslawen des 13. Jahrhunderts kaum noch bestand. Mit Sicherheit sind die Besitzer des Hofes Wedding, die als Burgmannen um 1200 mehrfach erwähnt werden, als Abkömmlinge eines alten westfälischen Rittergeschlechtes anzusehen, und auch der Besitzer des Stralauer Hofes, der Ritter von Stralowe, den man bisher für einen Slawen gehalten, dürfte ein Deutscher gewesen sein, desgleichen die Herren von Lüchow und Casow. Die Siedlung am linken Ufer der Spree, die um 1230 unter dem Namen Cölln Stadtrecht erhielt, ist nicht aus grüner Wurzel erwachsen, wie eine Bemerkung des Berliner Stadtbuches erweist. Hier erfahren wir, daß Cölln Ende des 14. Jahrhunderts 44 Höfen hatte und daß 14 Höfe vorhanden waren, die den sog. Wörtensins gaben. Das älteste Cölln muß also ursprünglich ein Dorf gewesen sein, denn wie der Alder gehören Wörten zu einer solchen Siedlung. Nach der altlichen Huldverfassung konnte jeder Bauer eine bestimmte Menge des Ackerlandes sowie Nutzung der Viehweide, Wiesen und Gehölze der Dorfmark beanspruchen; aber diese Gebiete unterstanden in ihrer Bestellung und Benutzung dem Willen sämtlicher berechtigter Genossen. Ausgenommen von diesem Zwange waren die Hofstatt und die Wörte oder Wurt. Die Wurt läßt sich bei Angelfachsen, Niedersachsen, Westfalen, Altmärkern und niederdeutschen Kolonisten nachweisen, nicht aber bei den Westslawen, die sie erst durch die Deutschen kennen lernten. Die Cöllner Wörten müssen demnach deutscher Herkunft gewesen sein. Das spricht nun gegen eine slawische Ansiedlung, die man bisher immer angenommen. Denn bei den genannten örtlichen Angaben des Stadtbuches müssen die Wörtenhöfe da gesucht werden, wo man bisher die slawische Niederlassung vermutet hat. Nun gab es aber eine altwendische, von der Ueberlieferung bestätigte Siedlung Cölln. In ihr werden wir jedoch kein Alderdorf zu suchen haben, sondern eine Niederlassung in Kreisform, der allein sicher nachweisbaren altwendischen Siedlungsart. Viele dieser Fischerhütten hatten gar keinen Alder, sondern nur etwas Gartenland. So hat auch das altwendische Cölln, dessen ältester Name verloren ging und nicht einmal die Bezeichnung „Kreis“ rettete, keine Feldstut gehabt. Erst die deutsche Dorfanlage erhielt ein Alderland, als deren Kern die 14 Höfe mit Wörtensins anzusehen sind. Es ergibt sich also, daß sich zwischen 1180 und etwa 1210 der slawischen Kreisiedlung ein deutsches Angerdorf zur Seite stellte, und aus beiden entstand dann die deutsche Stadt Cölln, die sich dann weiter im engen Anschluß an Berlin entwickelte.

### Kamelreiter.

Mit dem Uebergreifen des Weltkrieges auf die Küstengebiete des Mittelmeeres taucht auf türkischer wie auf englischer Seite eine neue Truppe auf: die Kamelreiterei. Kamelreiter als militärische Reittiere sind keineswegs eine Erfindung der Neuzeit. Schon die Israeliten haben sie in ihren Feldzügen mehrfach verwendet, und von den Ägyptern wissen wir, daß sie besondere Kamelkämpfer besaßen. Zeigt doch der Obelisk von Amnrad, wie Salmanassar II. als Tribut unterworfenen Völker Reittiere für seine Truppen erhält. Bei den Arabern wurden lange Zeit vor Einführung der Schußwaffe die Kamelreiter mit zwei Bogenschützen bemannt und zogen so in den Kampf. Auch im persischen Heer spielte die Kamelreiterei schon im Altertum eine große Rolle, entschied sie doch die Schlacht von Sardes. Von Antiochus wissen wir, daß er arabische, mit Bogen bewaffnete Kamelreiter in seinem Heer eingestellt hatte. Der erste, der die Kamelreiterei im modernen Krieg verwendete, war aber Napoleon I. In seinen Erinnerungen kommt er wiederholt auf die Schöpfung dieses ersten französischen Kamelreiterkorps zu sprechen, das eine Art reitende Infanterie war, die dank dem Kamel die Möglichkeit besaß, große wasserarme Strecken leichter als zu Pferd oder auf irgend einem anderen Beförderungsmittel zu überwinden. Die erste Abteilung Kamelreiter bildete Napoleon im Jahre 1798, als in Kairo der Mamelukenaufstand gegen die französische Herrschaft niedergeworfen war. Napoleon setzte auf das einhöckerige Kamel (Dromedar) zwei Infanteristen, von denen der vordere gleichzeitig das Tier lenkte, während der ihm abgewandt, nach hinten sitzende auf die Munition und die Lebensmittelvorräte acht geben mußte, die zu beiden Seiten des Höckers in Tragkörben angebracht waren. Der Versuch, den Napoleon mit hundert Dromedaren machte, zeltigte gute Erfolge, sodaß er die Anzahl dieser Reittiere bald auf 700 erhöhte und die Truppe dem General Desaix unterstellte. Trotz ihres scheinbar sehr schwerfälligen Ganges vermögen Reittiere, wenn man sie am Mittag eine kurze Zeit ruhen läßt, an einem Tage 16 Stunden unterwegs zu bleiben und legen dabei eine Strecke von 140 Kilometern zurück. Eine derartige Anstrengung erträgt das Kamel aber drei bis vier Tage hintereinander und braucht dabei nur mit einer Handvoll Datteln gefüttert zu werden. Krank kann es unterweilen, wenn es vor dem Ausbruch am ersten Tage genügend Wasser erhält. Die Franzosen griffen auf die Napoleonischen Erfahrungen zurück, als sie bei der Eroberung Ägyptens infolge des Wassermangels eintiger Gegenden dieses Landes auf große Schwierigkeiten stießen. Dem Kamelkorps des Araberfürsten Abd-el-Kader stellten sie eine eigene Abteilung Kamelreiter gegenüber und auf den im Schloß von Versailles hängenden Schlachtenbildern jener Zeit kann man arabische und französische Kamelreiter im Kampfe sehen. Die Franzosen machten dabei die Erfahrung, daß das Kamel und ebenso das einhöckerige Dromedar, während der Schlacht viel leichter zu lenken ist als das Pferd, das durch Geräusche beunruhigt wird und scheut. Das Kamel ist der Trompete und dem Getatter des Gewehrfeuers gegenüber wie abgestumpft und es gewöhnt sich auch leicht an den Donner der Kanonen. Da es in noch höherem Maße Verwendung als militärisches Lasttier denn als Reittier findet, ist gerade diese Eigenschaft von besonderer Bedeutung. Ein Lastkamel läuft mit einer Verpackung von 150 Kilogramm im Wüstenland etwa 4 Kilometer und vermag so täglich 12 Stunden zu traben, also gegen 50 Kilometer zurückzulegen. Für die Beförderung von Maschinengewehren, leichten Geschützen und Nahrungsmitteln durch Wüsten Gegenden, wie die Sinaihalbinsel, ist es daher unentbehrlich. So benutzen die Besizer das Kamel als militärisches Lasttier, indem sie ihm einen breiten Sattel auflegen, auf dem ein leichtes Geschütz ruht. Und im englischen Heere in Nordindien wie in Ägypten gibt es ebenso wie im türkischen Heere besondere Kamel-Trainabteilungen. Zudem besitzen aber die Engländer und die Türken größere Kamelreiterkorps, einmal wegen ihrer Schnelligkeit für den Erkundigungsdienst, dann aber als Kampftruppe für wasserarme Gebiete.

### Vermischtes.

\* Zeppelein, Shakespeare und Bacon. Das hat Graf Zeppelein sich wohl auch nicht träumen lassen, daß er noch eines Tages in den Shakespeare-Bacon-Streit hineingezogen werden würde. Es ist aber tatsächlich geschehen: in den Schiltern Dills, bei Billy Doo, etwa 50 km von London entfernt, hat John Bull etwas Furchtbares entdeckt, nämlich eine „Zeppeleinhöhle“, die vor einer Reihe von Jahren die Deutschen offenbar mit dem Zwecke in die Kreide gehauen hatten, sie zu gegebener Zeit — also heute oder morgen — als Schutzhalle für ein Zeppeleinluftschiff zu verwenden. An der Anlegung oder Vollenbung weiterer solcher Zeppeleinhöhlen sind die Deutschen augenscheinlich verhindert worden; die Anfänge dazu sind zwar gemacht worden, aber es sind nur ganz winzige Höhlen, die ein deutsches Kriegsluftschiff nicht aufnehmen können. Auch die große „Zeppeleinhöhle“ von Billy Doo dürfte dazu kaum ausreichen, denn sie mißt kaum 50 Meter in der Länge und wenige Meter im Durchmesser. Die Engländer haben daher nach einer anderen Erklärung für die Zeppeleinhöhle gesucht und sie auch gefunden. Sie lautet nach

dem „Yorkshire Observer: „Nicht Graf Zeppelein und seine Leute haben die Höhle hergestellt, sondern zwei in literarischen Kreisen sehr bekannte Herren, die an der Shakespeare-Bacon-Frage sehr interessiert sind. Diese Leute, die übrigens im Verdacht stehen, Deutsche zu sein, sollen dort tatsächlich Ausgrabungen begonnen haben, in der vagen Hoffnung, dort Manuskripte (?) zu finden, die die Lösung des Shakespeare-Bacon-Rätsels enthielten.“ Diese Erklärung ist so dumm, daß sie in keinem anderen Lande der Welt als England möglich war; man stelle sich etwa vor, ein deutsches Provinzialblatt von der Größe des Yorkshire Observer behauptet ähnlichen Unsinn von der Baumannshöhle im Harz! Aber seitdem sie bekannt geworden ist, haben sich die Leute der Schiltern Dills und auch die Londoner etwas beruhigt; ganz sicher aber sind sie nicht, daß man nicht doch noch eines Tages eine wirkliche Zeppeleinhöhle in den Kreidebergen westlich von London auffindet.

\* Die verdauten Kugel. Ueber den merkwürdigen Verlauf einer Verletzung berichtet Professor Dr. H. Borstmann in einem Aufsatz über den Weg und die Wirkung der Kugel, den er im neuesten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ veröffentlicht. Er macht darauf aufmerksam, wie durch die verschiedenen Stellungen, die die Soldaten in den heutigen Kämpfen einnehmen, der Kugel häufig auch ihr Weg in der Achenrichtung des Rumpfes gewiesen wird. Sie dringt z. B. an der Schulter ein, durchsetzt den Brustkorb der Länge nach und bleibt über dem Zwerchfell oder in den Bauchdecken stecken, durchdringt in manchen Fällen auch noch den Unterleib und richtet hier Verletzungen an. In einem solchen Falle war das Geschöß dem im Schützengraben liegenden Soldaten an der Schulter eingedrungen, hatte die Lunge, das Zwerchfell und die obere Magenwand durchbohrt und war dann im Magen liegen geblieben. Trotz des langwierigen Transportes, auf dem von dem Verwundeten durchaus nicht das bei der Durchbohrung von Tellen des Verdauungskanales notwendige Verbot der Nahrungs- und Flüssigkeitsaufnahme befolgt worden war, sondern vielmehr „Lebensgaben“ aller Art genossen wurden, trat keine ernsthafte Störung ein. Welchen Weg die Kugel dann weiter genommen hat, konnte durch eine Reihe von aufeinander folgenden Röntgenaufnahmen verfolgt werden: es war der „natürliche“, der zum Abgange mit den Speiseresten führte. Der Verwundete, der außer dieser auch noch andere Verletzungen erlitten hatten, ist inzwischen genesen.

### Bildertisch.

— Deutscher Kriegshumor. Wer unseren braven Krieger in der Front oder im Lazarett eine Freude bereiten will, der sende ihnen das reizende Büchlein „Deutscher Kriegshumor 1914“, welches soeben im Verlag von Oscar Coblenz in Berlin W. 80 zum geringen Preise von 1 Mark erschienen ist. Dieses Büchlein bietet eine bunte Fülle „wahrhaftiger Anekdoten aus dem Weltkrieg 1914“, welche ein ebenso kulturhistorisch wertvolles wie witziges Dokument aus unserer großen denkwürdigen Zeit ergeben. Entzückende handkolorierte Zeichnungen des humorvollen Berliner Künstlers Paul Haase schmücken das schön ausgestattete Bändchen.

### Königspromenade.

Man darf die einzelnen Wörter und Silben nur in der Weise miteinander verbinden, daß man — wie der König auf dem Schachbrett — stets von einem Feld aus auf ein benachbartes übergeht.

		sein	magd	heit	wels		
	glück	deine	sein	in	wan	und	
un	das	gesagt	laß	willst	stels	dein	von
nte	herrin	lei	dir	du	ge	tor	helt
	ne	nie	zweier	laß	plagt	nte	
		del	glück	das	sein		

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Wechselrätsels in voriger Nummer:  
 Brandenburg; Wein, Bern — Reden, Regen — Ansel,  
 Ampel — Nadel, Nagel — Dante, Danke — edel, Efel — neun,  
 nein — Besen, beten — Uhm, Ulf — Raab, Raub — Grab, grau.